

Selbstmord aus Liebe versteht Italien nicht

Ein bisschen Untergangsromantik gerne, aber bitte keine blauen Röcke: Die Casa di Goethe in Rom erkundet die italienische Werther-Rezeption.



Ein Werther von heute: „Daniel“ aus der Porträtserie „Hommage an Werther“ von der italienischen Fotografin Maria di Stefano

ROM, Anfang Juli
ns Erschießen wird gar nicht gedacht“, so August von Kotzebue nach einer Aufführung von „Werther e Carlotta“ in Rom 1804, einer eher freien Bühnensfassung der „Leiden des jungen Werther“. Bei seinem Erscheinen 1774 hatte das schmale Werk wie eine Bombe eingeschlagen – eine Sprengstoff-Metaphorik, die schon Goethe für notwendig hielt, um das publizistische Erdbeben zu fassen, das er als gerade Fünfundzwanzigjähriger ausgelöst hatte: Wie es „eines geringen Zündkrauts“ bedürfe, „um eine gewaltige Mine zu entschleudern“, so sei „die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete“, nur dadurch erklärbar, dass sein „Büchlein genau in die rechte Zeit traf“.

Dem heutigen Leser erschließt sich diese Sprengkraft nicht unmittelbar. Aber die rückhaltlose Hingabe an das Gefühl, die daraus resultierende ménage-à-trois und der daran anschließende Selbstmord waren eben zusammen genommen als literarisches Sujet unerhört. Fehlertitte in Liebesdingen gehörten zwar auch im Ancien Régime zum Leben, dem höfischen zumal. Doch gab es Konventionen, damit umzugehen. Der Selbstmord gehörte bestimmt nicht dazu. Spätestens hier begriff das Publikum, dass eine Zeitenwende verkündet und der blasierten höfischen Moral das aufrichtige (bürgerliche) Leben mit seinem Stürmen und Drängen entgegengehalten wurde. Und ausgerechnet auf den wesentlichen Punkt des Selbstmords hatte man im römischen Theater verzichtet?

„Wie Italien den Werther las“ – mit dieser kleinen, an seltenen Erstdrucke und Memorabilien reichen Ausstellung erkundet die römische Casa di Goethe die italienische Werther-Rezeption. Es ist erstaunlich, wie unmittelbar die Unterschiede kul-

tureller Aggregatzustände aus diesen wenigen, präzise gewählten Exponaten hervortreten. So begreift man, dass das weitverbreitete, literarisch emsig beschäftigte Bürgertum, in dem die Handlung spielt, im Italien des späten 18. Jahrhunderts erst im Entstehen war. Tonangebend war stattdessen eine schmale Schicht aristokratischer Literaten wie Ugo Foscolo, der mit

seinen „Letzten Briefen des Jacopo Ortis“ von 1802 eine eng angelegte Version schuf, Selbstmord inbegriffen. Für das literarische Italien war das ein wichtiges Ereignis, ohne jedoch den „Werther-Effekt“ des fast dreißig Jahre zuvor erschienenen Originals zu wiederholen. Die von Maria Gazetti kuratierte Ausstellung zeigt den originalen Brief Foscolos an Goethe, wor-

in er sein Werk mit der Beteuerung anzeigt, kein Plagiat geschaffen zu haben. Goethe antwortete nicht.

Auf der anderen Seite: die Verwertung des Stoffs als derbe Volksbelustigung, wo der Selbstmord schon der christlichen Moral ein absolutes Tabu war. Die päpstlichen Zensurbehörden machten Jagd auf die schüchtern erscheinenden italienischen Übersetzungen, wie man im vorzüglichen Katalog nachlesen kann. Der Germanist Roberto Zapperi vermutet sogar, der römische Goethe habe sein Inkognito gewählt, um nicht als Autor des Werther in Unannehmlichkeiten zu geraten. Doch abgesehen davon wäre der Suizid aus Liebe einem italienischen Publikum nur schwer vermittelbar gewesen. Amor besiegt in klassischen Gefilden zwar alles und jeden, aber sich selbst muss man deswegen noch lange nicht umbringen.

Das Motiv wird komödiantisch verfremdet, um am Ende entweder die Versöhnung herbeizuführen – oder den finalen Showdown, wobei der Liebende im Zweifelsfall den Nebenbuhler beiseiteschafft, nicht aber sich selbst. Als Handlung ist das am Ende ja auch einleuchtend. So bleiben im Rückblick auch die übrigen Erzeugnisse deutschsprachiger Kultur, sofern sie die Selbstauslöschung zelebrieren, dem italienischen common sense fremd. Man denke an Schuberts Liederzyklus „Die schöne Müllerin“, worin der unglücklich liebende Müllergeselle sich lieber im Bach ertränkt, als mannhaft gegen den konkurrierenden Jäger anzutreten. Natürlich findet gerade das dunkel Abstruse dieser Untergangsromantik auch in Italien verzeinte Liebhaber, man begegnet ihnen noch heute auf Bayreuths Grünem Hügel. Eine bürgerliche Massenbewegung mit Werther-inspirierten Selbstmorden ist daraus nie geworden. Auch trug in Italien niemand blaue Röcke mit gelben Westen.

Man muss in der Casa di Goethe, bei Vignetten und Porzellantassen, nicht in Völker-Psychologie verfallen, um melancholisch zu restituieren, dass dieses einst so produktive Andersverstehen des Nordens in populistischen Zeiten wie unseren destruktive Züge angenommen hat, speziell, was die italienisch-deutschen Beziehungen angeht. Bleibt zu hoffen, dass der politische Selbstmord, auf den derzeit vieles hindeutet, doch noch vom Spielplan gestrichen wird.

GOLO MAURER

Wie Italien den Werther las. Casa di Goethe, Rom, bis zum 20. September. Der Katalog kostet 10 Euro.

Wenn der Goldfasan singt

Die Kissinger Liederwerkstatt spielt virtuos mit Natur

„Wieder wandelnd im alten Park“ – die erste Zeile aus Manfred Trojahns Lied nach Georg Trakl lässt sich gut auf den „Kissinger Sommer“ beziehen: Während im Arkadenbau die nachgebaute Natur besungen wird, erlebt man sie ein paar Meter weiter realiter im Kurgarten von Bad Kissingen. Und während hier die Vogel ihre Lieder trällern, sitzt dort der Pianist Jan Philip Schulze und imitiert ihr Tschilpen und Girren mit verschiedenen Pfeifen. Kurzum: Das diesjährige Festivalmotto „Nach der Natur gemalt“ ist wie gemacht für die zweitgrößte Liederwerkstatt.

So vielfältig wie die Vogelrufe ist auch das von Axel Bauni zusammengestellte Programm. Die von der Anton und Katharina Schick-Stiftung finanzierten Neukompositionen, die in zwei Konzerten uraufgeführt werden, reißen das Spektrum des zeitgenössischen Liedes auf – in der Zusammenstellung mit anderen Künstlern ein Glücksfall für alle Liedliebhaber. Zum ersten Mal in Bad Kissingen dabei ist der Komponist und Schriftsteller Gerhard Rühm, 89 Jahre alt. Er studierte selbst noch bei Josef Matthias Hauer, jenem Komponisten, mit dem Arnold Schönberg im Wien der Jahrhundertwende um die Erfindung der Zwölftontechnik stritt. „Schönberg durfte man nicht erwähnen“, sagt Rühm, der sich lange vornehmlich der konkreten Poesie widmete. In Bad Kissingen bringt er gemeinsam mit Monika Lichtenfeld sein Lautgedicht „Etüde zum Maschinenschreiben“ zur Uraufführung.

In seiner für Kissingen komponierten „Naturbeschreibung“, teils zwölftönig, teils frei atonal, setzt sich Rühm kritisch mit dem Naturbild auseinander, das in den zuvor gesungenen Liedern von Robert Schumann und Ludwig van Beethoven gemalt wurde. Bei Rühm schlagen die Bäume ihre Äste über den Wipfeln zusammen wie der Mensch die Hände über dem Kopf. Die reduzierte Klangsprache seiner Lieder steht in der Tradition Schönbergs, die Zeilen „Ein Fisch, den man mit Wehmut isst, schwimmt nachts durch überschwemmte Städte“ erinnern an den Beginn von dessen „Pierrot lunaire“. Bei Rühm geht es mehr um Stimmungen als um klangliche Illustration eines Textes.

Auch Zeynep Gedizlioglu Thomas-Bernhard-Vertonung „Kein Baum“ zeichnet ein negatives Bild der Natur. Zunächst mit minimalen Veränderungen der Tonhöhe und maximalen in der Lautstärke, die Sopranistin Sheva Tehoval steigert sich eindringlich bis zum Schrei. Im zweiten Teil des Stücks rezitieren Tehoval und Bauni am Klavier den repetitiven Text gemeinsam, durchsetzt von Clustern und Momenten der Stille. Zeitdehnung und Zeitraffung. Zum Schluss die Synthese. Diese Drama-

turgie ist ganz klar und erschließt sich im Hören von selbst.

Mit dem Max-Littmann-Saal steht einer der optisch wie akustisch reizvollsten Konzertsäle Deutschlands in der Kurstadt. Hier klingt selbst das blechlastige Pathos von Peter Tschaiakowskys vierter Symphonie mit rund achtzig Musikern des Ural Philharmonic Orchestra unter der Leitung von Dmitri Liss nicht aufdringlich. Und Niccolò Paganinis fünftes Violinkonzert ist unter Sergej Krylow's Bogen mehr als bloß ein Kunststückchen. Wie aber in der Liederwerkstatt mit Naturbegriffen und Kompositionsprinzipien gespielt wird, ist nicht weniger virtuos als Krylow's Bogentechnik. Zwischen den Liedern entstehen über gleiche Motive neue Beziehungen. Das Schilfrohr bei Manfred Trojahn hörte man schon bei Felix Mendelssohn Bartholdy, die Ruderschläge bei Wolfgang Rihm schon bei Franz Schubert.

Steffen Schleiermacher bezieht sich in seinen Lerchen-Liedern auf Joseph von Eichendorff, entreibt die Verse aber ihrer vermeintlich intendierten Semantik. Der ersten Zeile „Im Osten graut's“ verleiht er eine neue politische Konnotation, unterlegt sie mit krachenden Akkorden im Klavier. Ob die Sopranistinnen Sheva Tehoval und Kimberley Boettger-Soller, der Tenor Julian Habermann oder André Baleiro mit seinem ungemein druckvollen Bariton – an die hohe Qualität der jungen, ausgezeichneten Stimmen gewöhnt man sich nur allzu leicht.

Welcher Humor im Kunstlied stecken kann, zeigt Benjamin Scheuer mit seinem fünf musikalische Zugänge präsentierenden Zyklus „Pflanzen“. Rasend deklamieren Tehoval und Schulze Auszüge aus Goethes „Versuch, die Metamorphose der Pflanze zu erklären“, als läge der Finger auf der Vorspaltaste. Besonders eindrücklich die Ringelnetz-Vertonung „Arm Kräutchen“: Wie beim Spiel Schach und Leitern biegen Tehoval und Schulze mal in diese, mal in jene Richtung ab, je nachdem, für welche Akkorde oder Glissandi sie sich entscheiden. Falls das Spielprinzip beim Einstudieren bequem erscheint, so eine Anweisung in der Partitur, sollen die Ausführungen das Tempo steigern, bis es wieder unangenehm wird. Tehoval und Schulze merkt man den Stress an, sie machen also alles richtig. In der heiteren Goldfasannummer werden vom Pianisten Schickfasan- und Waldkaurzufe imitiert. Als besonderes Bouquet hat Axel Bauni für beide Konzerte Schlusscollagen entwickelt. Ob im nachdenklichen Ton mit Musik des amerikanischen Komponisten George Crumb oder als neu arrangierten Elgar-Eisler-Schubert-Lied – in Bad Kissingen wird auf einmalige Weise die Natur besungen, hier blüht das Lied in voller Pracht.

JESPER KLEIN

In Reichweite

An der Chemnitzer Monumentalbüste von Marx zeigen Neonazis zurzeit häufig den Hitlergruß. Damit verbindet sich das Bildnis des kommunistischen Ökonomen bizarr mit rechtsextremen Umtrieben in einer Kommune, die an sich selbst schwer zu tragen hat. Doch eben hier, direkt hinter der wuchtigen Bronze, regen sich jetzt Widerstandskräfte der Zivilgesellschaft in einem Projektraum, den die städtischen Kunstsammlungen soeben eröffnet haben. Der Name ist Programm: Open Space Chemnitz. Zunächst bis zum Winter soll hier Bürgerpartizipation befördert und eine gesellschaftliche Debatte moderiert werden – eine Art Off-Space des Museums, das damit neue Wege geht. Es beschreibt die kulturpolitische Lage in der Stadt, dass das überaus sinnvolle, jedoch schmal budgetierte Programm weitgehend aus Drittmitteln gespeist wird, weil sich das Museum bei den im Rat aufstampfenden Populisten nicht unnötig angreifbar machen möchte. Gegenwind lässt eh nicht auf sich warten. Als der offene Raum sich vor kurzem für das Zuckerfest öffnete und rund tausend Besucher am Sockel des bronzenen Marx ihr Fasten brachen, eilten rasch umgebete Gäste herbei und grillten „in Reichweite“ Schweinefleisch, so Museumsdirektor Frederic Bußmann. Der war direkt nach seiner Berufung im vergangenen Jahr darangehen, die gesellschaftlichen Verwerfungen in der Stadt mit zeitgenössischer Kunst zu reflektieren, so geschehen mit einer Schau des Dresdners Mario Pfeifer. Dessen neunstündiges Video laut et sinnfällig „Über Angst und Bildung, Enttäuschung und Gerechtigkeit, Protest und Spaltung in Sachsen/Deutschland“. Veranstaltungen im Open Space wie jetzt gerade über „Rassismus in der DDR“ werden von einem diskussionsfreudigen Publikum gern angenommen. Die Künstlerin Henrike Naumann zeigte postmoderne Möbel von sagenhaft schlechtem Geschmack, die in den frühen Neunzigern im Westen ausgedient hatten und nun massenhaft in die Heimstätten der neuen Bundesdeutschen kamen. Damit erinnert sich die 1984 in Zwickau Geborene an ihre Jugend, den Einzug der Treuhand, den „Nationalsozialistischen Untergrund“, der in ihrer Heimatstadt untergetaucht war, bevor er 2011 aufflog. Dazu passt auf wenigen Tafeln die karge, gespenstische Dokumentation der „Geschichtswerkstatt Trafo“ über das dichte Netzwerk von Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe, seine Raubüberfälle und wechselnden Unterkünfte in Chemnitz. Der Open Space tritt bei weitem nicht so medienwirksam in Erscheinung wie der Aufmarsch rechter Aufwiegler und Mitläufer am Marx-Kopf. Aber speziell hier setzt diese Initiative ein Zeichen von Selbstachtung der Community am richtigen Ort: Chemnitz contemporary. GEORG IMDAHL

Warum Menschen helfen

Zum Siebzigsten der Autorin Slavenka Drakulic

„Eigentlich hätte ich schon vor vielen Jahren sterben müssen, vor 25 Jahren, um genau zu sein“, schreibt Slavenka Drakulic in ihrem 2008 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Leben spenden. Was Menschen dazu bewegt, Gutes zu tun“. Kein Roman, sondern ein Sachbuch mit zwei Protagonistinnen: Die eine ist die Autorin, bei der Anfang der achtziger Jahre eine sogenannte Zystenniere diagnostiziert wurde, was eine Dialyse überlebensnotwendig machte. Drakulic war Anfang dreißig und lebte in Zagreb, was ihrer Krankheit einen potentiell tödlichen Schrecken verlieh – in Jugoslawien gab es viel weniger Dialyseplätze als Menschen, die darauf angewiesen waren. Eine Spenderinere aus der Familie kam aus medizinischen Gründen nicht in Frage. „Ich wurde auf eine Warteliste für die Dialyse gesetzt, aber Zeit war das Einzige, was ich nicht hatte“, schreibt Drakulic. Schließlich wurde sie durch die Niere eines Verstorbenen für 15 Jahre von der Dialyse erlöst – bis im Jahr 2000 auch das neue Organ versagte. „Ich war wieder am Ausgangspunkt: am Dialysegerät.“

Die zweite Protagonistin von „Leben spenden“ ist Christine Swenson, eine junge Amerikanerin, Mutter zweier Kinder, die sich entschlossen hat, eine ihrer Nieren noch zu Lebzeiten zu spenden, einfach so. Einfach so? Warum tun Menschen Gutes? Wollen sie Geld? Gewissensberuhigung? Dankbarkeit? Lob, und sei es nur im nächsten Leben oder von ihrem Gott? Darum geht es in Drakulic's bekanntestem Buch, das man schütteln und rütteln und drehen und wenden und lesen und wiederlesen kann, wie man will: Immer stürzen neue, wichtige, fundamentale, sogenannte letzte Fragen auf die Lesenden ein. Das Böse mag banal sein, aber wie ist es um das Gute bestellt?

Es ist ungerecht, hier nur von einem Buch Slavenka Drakulic's zu sprechen, weil das ein Schweigen über so viele andere Arbeiten einschließt, über die zu reden lohnt. Über ihre Essays zum Beispiel – das frühe Buch „Die Todsünden des Feminismus“ aus den achtziger Jahren, mit dem sie bekannt wurde. Oder die Gerichtreportage „Keiner war dabei“ – Kriegsverbrechen auf dem Balkan vor Gericht“, gleichsam das Gegenstück zu „Leben spenden“, ein Buch über die Abwesenheit von Mitgefühl. Dann Romane

wie „Marmorhaut“, „Als gäbe es mich nicht“ oder die Kannibalisierung-Erzählung „Das Liebesopfer“. All diese Werke stießen bei Publikum und Kritik zwar nicht ausnahmslos auf Zustimmung, aber stets auf großes Interesse. Ein Markenzeichen Drakulic's: Sie lässt nicht gleichgültig.

Auch nicht ihre Landsleute. Übersetzt in viele Sprachen, hatte sie es in ihrer Heimat Kroatien lange schwer, weil sie der



Slavenka Drakulic Foto Bridgeman

chauvinistischen Kamarilla um den kroatischen Gründungspräsidenten Franjo Tujman ein Dorn im Auge war. In ihrem Beharren, nicht nur die serbischen Kriegsverbrechen an Kroaten, sondern auch die kroatischen Untaten an Serben zu brandmarken, brach sie in ein Weltbild ein, das den eigenen Stamm nur als Opfer kennt. In Kroatien rechneten hetzrische Medien sie zu einer der fünf „Hexen von Rio“, nachdem sie auf dem Kongress des Schriftstellerverbands P.E.N. 1992 in Brasilien gemeinsam mit vier Kolleginnen Aufmerksamkeit darauf gelenkt hatte, dass auch in dem von serbischer Aggression bedrohten Kroatien nicht alles zum Besten stand. Doch weder von der Krankheit noch von den Berufskroaten ließ Drakulic sich unterkriegen.

Vielleicht liegt das auch an ihrem pragmatischen Wesen. Schreiben, sagt sie, bedeute, „dass man sich auf den Hosenboden setzt und arbeitet“. Das macht diese Schriftstellerin nun schon seit Jahrzehnten, zu ihrem Glück und zu unserem. Heute feiert sie ihren siebzigsten Geburtstag. MICHAEL MARTENS

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

70
Jahre F.A.Z.

DIESER COUNTDOWN BEGINNT BEI 50.

JETZT SCHNELL
EINS VON 50 GRATIS-
TICKETS SICHERN:
FAZ.NET/ESA

Warum zurück zum Mond?
Die F.A.Z. lädt 50 Leser exklusiv ein zur European Space Agency – Europas Tor zum Weltall.

Erleben Sie:

- eine spannende Diskussionsrunde mit den Astronauten Thomas Reiter und Matthias Maurer über aktuelle ESA-Mondaktivitäten und zukünftige Entwicklungen der Mond-Exploration,
- ein exklusives Flying Dinner mit Raumfahrtexperten
- und eine abendliche Mond-Beobachtung.

Dienstag, 16.07.2019, 18:00 – 1:00 Uhr (18:30 Uhr Beginn des Programms)
ESA Kontrollzentrum (ESOC), 64293 Darmstadt

esa

COPYRIGHT FOTO: ESA / ANIMESPACE / S. COUDRIAUX